



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Eltwille.

1915. * Nr. 30.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es kostete Mühe, Bernd zu bereden, sich dem Onkel vorzustellen. Es war der erste Mann, dem er gegenübertreten sollte seit jenen schrecklichen Tagen im Posener Gerichtssaal. — Aber schon die Art, wie Brömmeler ihm entgegenkam, die Herzlichkeit, mit der er nun die schlaff herabhängende Hand Bernnds schüttelte, gaben ihm Zutrauen zu dem alten Herrn.

„Na, Junge, du weißt wohl wenig von mir“, sagte Baron Brömmeler in seiner etwas polternden Art, hinter der sich sein gutes Herz versteckte. Seine grauen Augen prüften das Gesicht Bernnds.

„Nein, so sieht keiner aus, der eine Schuld auf dem Gewissen hat“, sagte Brömmeler halblaut. „Junge, gud nicht so trübselig drein, halte den Kopf steif, Rüdgrat mußt du haben!“

Bernd lächelte traurig. „Höre, ich erfahre da durch deine Mutter, daß du daran denkst, fortzugehen, nach Afrika, in die Kolonien. Ist alles Unsinn! Bleibe hier; ich will dir was sagen.“

„Hier, wo ich doch ein Brandmal mit mir trage!“ rief Bernd.

„Still! Nun horche! Habe da an der äußersten Spitze Ostpreußens, an der türkischen Grenze ein Gut gekauft, brauche einen zuverlässigen Menschen, der den Kerls auf die Finger sieht; kommt vieles Gesindel über die Grenze. Das Gut heißt Willkehmen und besteht aus dem großen Hof und Borwerk Isenruh. Habe es umgetauft auf Wunsch meiner Tochter, die mich tyrannisiert. Dies Borwerk braucht einen Pächter. Willst du es werden, Junge?“

Bernd war so überrascht, daß er nicht gleich antworten konnte. „Schöne Jagd hättest du auch. Der Wald ist prächtig, er liegt zwischen Willkehmen und dem Borwerk. Du hättest doch früher Lust zur Landwirtschaft, in Isenruh findest du Arbeit. Es ist ziemlich verwahrlost. Der frühere Besitzer hat alles den Leuten überlassen und kam nur einige Wochen im Herbst hin, um dem Wild den Garaus zu machen. Mußt das Gut verkaufen, da habe ich es denn jetzt. Nun überlege dir meinen Vorschlag; morgen hole ich mir die Antwort.“

Brömmeler verabschiedete sich von Frau von Stetten und Bernd, der wie fassungslos da stand.

Im Vorzimmer öffnete Margarete eben mit dem Schnepper die Tür.

„Meine Tochter“, sagte nun die Mutter.

„Donnerwetter!“ rief Brömmeler in seiner urwüchsigen Art.

Dann aber flüsterte er Bernd halblaut zu: „Famoses Mädel, deine Schwester!“

Er drückte kräftig die schmale Mädchenhand, dann polterte er die steile Treppe hinunter.

„Hat mir gefallen, der Junge“, dachte er. „Hat ein Paar ehrliche Augen im Kopfe, und wenn er sich auf dem Lande erholt, wird er tüchtig zugreifen.“

Bernd war den ganzen Tag still und nachdenklich. Die Seinigen ehrten sein Schweigen und belästigten ihn nicht mit Fragen über das, was er zu tun gedachte.

Am Abend machte er zur gewohnten Stunde seinen einsamen Spaziergang. Das Anerbieten des Onkels lockte ihn. Brömmeler hatte ihm in seiner fernigen Art gefallen. Ein Arbeitsfeld bot sich da dem jungen Manne in der Heimat;

er fühlte, wie er sie liebte. In jener, dem bunten Treiben der Welt entlegenen Gegend konnte er ein neues Leben anfangen. Immer tiefer neigte sich die Waage zur Annahme der Stelle in Willkehmen.



Hashtag. Nach einem Gemälde von Fritz v. d. Benne.

er fühlte, wie er sie liebte. In jener, dem bunten Treiben der Welt entlegenen Gegend konnte er ein neues Leben anfangen. Immer tiefer neigte sich die Waage zur Annahme der Stelle in Willkehmen.

„Mutter,“ sagte er, als Frau von Stetten, wie sie es jeden Tag tat, in sein Zimmer kam, um ihm gute Nacht zu sagen, „ich werde Onkel Hugos Vorschlag annehmen.“

„Wirklich, mein Junge? Ich wagte es kaum zu hoffen!“ rief Frau von Stetten erfreut. „Der Gedanke, dich so weit zu wissen, fiel mir sehr schwer; aber wird es dir nicht zu einsam sein?“

„Nein, gerade das lockt mich, Mütterchen; ich glaube, wenn ich erst tüchtig schaffen kann, wieder ruhiger zu werden.“

„So segne Gott deinen Entschluß, mein Kind.“

Sie umarmten sich, und dann ging Bernd zu Bett. Er schlief tief und traumlos und erwachte am nächsten Morgen mit hellen Augen und einem Gefühl, daß ihm leichter ums Herz war. Um elf Uhr war Brömmler schon da.

„Na, Junge, was hast du beschlossen?“ fragte er kurz.

„Ich nehme an“, versetzte Bernd.

„Das ist recht von dir.“

Sie schüttelten sich die Hände; dann sagte Bernd:

„Ich muß dir nur sagen, daß ich wenig von der Landwirtschaft verstehe, Lust und Liebe habe ich immer dazu gehabt.“

„Das ist die Hauptsache; dann wird es schon gehen. Du hast in dem alten Jochen Sinnowetts eine tüchtige Hilfe; er wird dich gern unterweisen und ist ein ehrlicher Kerl, auf den du dich verlassen kannst. — Nun wollen wir das Geschäftliche abmachen. Ich muß heute abend wieder abreisen, meine beiden Damen können nicht lange ohne den alten Brummbar leben.“

Sie besprachen das Nähere. Die Pacht des Vorwerks war niedrig, außerdem sollte Bernd ein Ertragehalt für seine Bemühungen in Willehmen erhalten. Als er dem Onkel danken wollte, sagte der Alte ziemlich vorzig:

„Ich kann es nicht leiden, wenn man mir dankt, Junge. Du tußt mir einen Gefallen, wenn du hingehst.“

Bernd schwieg; auch seine Mutter wagte kein Wort des Danks, nur der schimmernde Blick ihrer Augen verriet, was sie fühlte.

„Hast doch noch immer denselben Ausdruck wie als junges Mädel“, sagte Brömmler, als er und Frau von Stetten allein blieben. „Du weißt wohl nicht, daß ich als junger Dachs sterblich in dich verliebt war?“

Frau von Stetten errötete trotz ihrer grauen Haare.

„Na, ich habe ja später auch eine gute Frau an der Emma bekommen. Nur war es schade, daß unser Söhnchen starb, habe nur die eine, unsere Ilse.“

Brömmler schien sich sehr wohl in dem bescheidenen Hause seiner Cousine zu fühlen. Er nahm ihre Einladung zu dem einfachen Mittagessen an, machte auch Hildes Bekanntschaft und scherzte und lachte mit ihr und Margarete.

„Die gleicht dir“, flüsterte er Frida zu; sie hatten unbemerkt das trauliche „Du“ ihrer Jugendzeit wieder angenommen.

Nach Ostern sollte Bernd seine Stelle antreten. Er erfuhr noch mancherlei. Ihenruh lag sehr hübsch, dicht am Waldestrand, in der Nähe des Kurischen Hafes; Memel war die nächste Stadt, der Badeort Schwarzort auch nicht weit entfernt. Ein kleines, nettes Häuschen und großer Garten waren auf Ihenruh; freilich sollte letzterer ziemlich verwahrlost sein. Auch einige Güter waren in der Gegend, nahe der russischen Grenze.

„Du kannst im Pfarrhause von Willehmen lebenswürdige Menschen auffuchen“, schloß Brömmler.

Aber Bernd's Stimm flog ein Schatten.

Gerade die Menschen floh er, sie, die so hart verurteilen, aber er sagte nichts und blickte stumm zu Boden.

Gleich nach dem Essen verabschiedete sich Brömmler. Dörtchen und Frau von Stetten bekamen jede einen ritterlichen Handkuß, Bernd einen kräftigen Druck der großen Hand Onkel Hugos, Margarete und Hilbe umarmte und küßte er ungeniert.

„Auf Wiedersehen!“ rief Brömmler noch im Hinangehen.

Er hatte sie alle nach Willehmen eingeladen, wenn er mit Frau und Tochter einmal hinkommen sollte.

„So, das wäre abgemacht“, dachte Brömmler zufrieden, als er abends im Abteil erster Klasse des Luxuszuges gen Süden abdampfte. Behaglich lehnte er sich in die weichen Polster und rauchte seine Havannazigarre.

„Weiß Gott“, dachte er, „es ist doch etwas Eigenes um die Heimatluft. Wenn man sie wieder geatmet hat, sehnt man sich nach ihr in der Fremde. Na, ich denke, wir kehren in absehbarer Zeit nach Deutschland zurück, die Ilse muß dort heiraten.“

Ostern fiel dieses Jahr frühzeitig, auf Mitte März. Bernd's Abreise nahte. Seitdem Brömmler abgereist war, kämpfte Frau von Stetten mit einem Entschluß, der immer festere Gestalt gewann. Es schien ihr Pflicht, ihren Sohn nicht allein fortziehen zu lassen; er sollte eine behagliche Häuslichkeit finden, wenn er von seiner Arbeit heimkehrte. Ihenruh besaß keine Möbel; es stand leer, seit der Pächter fortgegangen war.

Sie besprach sich zuerst mit Tante Dörtchen und bat sie, zu den Nichten überzusiedeln und Mutterstelle an ihnen zu vertreten. Das alte Fräulein war gern dazu bereit. Hier galt es wieder helfend einzuspringen, was sie ihr ganzes Leben getan.

Eines Tages teilte Frau von Stetten ihren Kindern ihren Plan mit. Bernd wollte zuerst nicht darauf eingehen und die Schwestern der Mutter berauben, aber man merkte es ihm an, wie lieb es ihm war, daß Frau von Stetten zu ihm ziehen wollte. Margarete und Hilbe stimmten bei, so schwer es ihnen wurde.

„Bernd hat die Mutter am nötigsten“, sagte Margarete, „es wird uns ein beruhigender Gedanke sein, dich bei ihm zu wissen, Mutter.“

„Wenn du heiratest, kann sie ja zu uns zurückkommen“, meinte Hilbe.

Bernd stand auf und trat an das Fenster. Er fühlte die alte Wunde brennen bei den Worten der Schwester; er wußte, daß sein Leben einsam bleiben mußte. Konnte er doch an keine Ehe denken, bevor der Schleier nicht gelüftet, der sein Dasein verhüllte. Durfte er, der Gezeichnete, doch nie an ein häusliches Glück denken! Welches Mädchen würde den besetzten Namen tragen wollen und dem Mann angehören, den ein so hartes Schicksal betroffen hatte.

Hilbe, das hättest du nicht sagen sollen“, tadelte Margarete.

Die Kleine sah es ein und schwieg bestürzt.

Anfang März stand die Verlobung Hans von Streblins mit Fräulein Meta Gerstner in den Zeitungen. Ruhigen Herzens las Margarete sie.

„Möchte er glücklich werden!“ dachte sie.

Zweimal waren sie sich begegnet: zuerst unter den Linden, dann in einem Geschäft. Streblin hatte gegrüßt und ein solches Nicken des dunklen Mädchens kopfes erhalten.

Er wurde von seiner neuen Familie sehr verwöhnt. Gerstner war nicht wenig stolz auf seinen zukünftigen Schwiegerlohn. Er verlangte, daß Hans und Meta in der Nähe leben sollten, und ging gern auf Streblins langgehegten Wunsch, in ein Garderegiment einzutreten, ein. Da bei den gelben Wägen in Potsdam gerade eine Vakanz war, trug Streblin fortan die kleidsame Uniform dieses Regiments. Gerstner kaufte ihm zwei schöne Reitpferde, und eine reizende Villa wurde für das junge Paar eingerichtet.

Fräulein Meta Gerstner schwamm in Seligkeit. Sie hatte erreicht, wonach sie gestrebt: ein Mann von altem Adel war ihr Bräutigam, ein Offizier der Garde. Wie würden die Freundsinnen sie beneiden! Die Ausstattung wurde bestellt, und da das Geld dabei keine Rolle spielte, fiel sie dementsprechend glänzend aus. Meta war aber wirklich in die stattliche Erscheinung Streblins verliebt; sie überhäufte ihn mit Liebesworten und zärtlichen Namen. Er ließ es gern geschehen; er war der empfangende, sie der gebende Teil. Ihre äppige Gestalt, ihr feuriges Temperament weckten in ihm ein Gefühl, das so grundverschieden von der echten, treuen Liebe ist. Seine Eitelkeit war befriedigt, durch den Reichtum seiner Braut winkte ihm eine glänzende Lebensstellung. Nur selten noch tauchte in seiner Erinnerung das ernste, schöne Gesicht, die vornehme Erscheinung Margarete's auf.

„Ja“, dachte Streblin seufzend, „warum konnte Margarete nicht reich sein, dann wäre es doch schöner gewesen.“

Ein Möbelwagen stand vor der Tür des Hauses in der Dorotheenstraße; es sah recht ungemütlich in den Zimmern bei Stettens aus. Bernd war schon vorangereist, um die Sachen in Empfang zu nehmen; seine Mutter wollte in einigen Tagen folgen. Vorher wünschte sie noch das Heim ihrer Töchter und Schwester einzurichten. Trina begleitete ihre Herrin nach Ihenruh; die alte Getreue konnte sich nicht von ihr trennen, der sie lange Jahre gedient hatte.

Am Abend des letzten Tages saßen die vier Damen noch einmal zusammen; der Abschied nahte, und sie fühlten, wie schwer er ihnen fiel. Mit Tante Dörtchen's Möbeln und einigen Stücken vom Haushalt ihrer Schwester waren die Zimmer recht wohnlich eingerichtet worden.

„Ihr kommt, sobald ihr Ferien habt, zu uns“, tröstete Frau von Stetten die weinende Hilbe, die sich an die Brust der Mutter schmiegte.

Margarete überwand sich. Sie saß an der anderen Seite auf dem Sofa und hielt die Hand der Mutter. Auch der Älteren ward weh ums Herz, aber Margarete war ein in sich gefestigter Mensch und verstand es, sich zu beherrschen.

Wie jeden Abend kam die Mutter noch zu ihren Töchtern, als sie im Bett lagen; sie küßte und segnete sie. Fest hielten sie sich umfassen in inniger Liebe.

Etwa vierzehn Tage nach der Abreise Frau von Stettens ging Margarete um die dritte Nachmittagsstunde in ihr Bureau.

Sie hatte die Straßenbahn benutzt und flog in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche aus, um den Rest des Weges zu Fuß zu gehen. Es lag schon wie frühzeitige Frühlingsahnung in der Luft, die lind und von Sonne durchwärmt war. Eine Blumenverkäuferin stand an der Ecke; Margarete kaufte ein Weichenssträußchen und befestigte es in dem Knopfloch ihrer schwarzen Jacke. Vor der Kirche drängten sich elegante Wagen, und neugierig gaffende Menschen umstanden sie. Es mußte wohl eine Hochzeit sein. Jetzt erklangen die ehernen Stimmen der Gloden. Unwillkürlich blieb Margarete stehen und sah auf die gepuderten Menschen, die die Kirche verließen. Meta Gerstner im Schleier und Brautkleid trat am Arm Hans von Streblins aus dem Kirchenportal. Hans trug seine neue, schöne Galaniform, seine junge Frau prangte in ihrer kostbaren Toilette. Ihr rotes Haar leuchtete förmlich in der Sonne. Die Wagentür schloß sich hinter ihnen. Die Hochzeitsgesellschaft fuhr in den Kaiserhof, wo das festliche Mahl abgehalten werden sollte.

Margarete dachte wieder: „Möchte Hans glücklich werden!“

Kein Bedauern regte sich in ihr, daß sie nicht an Stelle Metas war. Die Vergangenheit war abgetan, das Jetzt mit seiner Arbeit füllte sie aus. Sie hatte gerade in dieser Zeit viel zu erledigen.

Der Chef berief Margarete in sein Kontor, um etwas Geschäftliches mit ihr zu besprechen. Der wohlwollende Mann schätzte ihr Streben und bewertete ihre Leistungen nach Gebühr. Sie wollte sich eben entfernen, da klopfte es, und der Diener trat ein.

„Was gibt's, Heinrich?“ fragte Herr Werner.

„Sanitätsrat von Ungarn möchte Sie sprechen“, meldete der Diener.

„Warten Sie, einzutreten.“

An der Tür begegnete Margarete einem großen, blonden Mann. Dieser verbeugte sich leicht und wollte ihr Platz machen; da rief Werner sie noch einmal zurück.

„Entschuldigen, Herr Baron“, sagte Margareten's Chef, „einen Moment, ich habe vergessen, der jungen Dame etwas zu sagen.“

Ungarn trat an das Fenster und wartete. Seine Blide lagen auf der hohen, in Trauer gekleideten Mädchengestalt. Werner sprach halb laut mit seiner Angestellten.

„Ich darf wohl die Herrschaften bekannt machen“, sagte er dann mit der ihm eigenen Höflichkeit: „Baronesse von Stetten — Herr Sanitätsrat Baron von Ungarn.“

Margarete hob den Kopf. Zwei mächtige blaue Augen unter blondem, vollem Haar ruhten eine Sekunde in den ihren. Dann verneigte sie sich leicht und verließ das Kontor.

Das also war der berühmte Augenarzt, von dem man sich fast Unbegreifliches über seine Operationen erzählte, der Mann, der auch die schwierigsten Fälle mit günstigem Erfolg behandelte, der den Menschen das kostliche Gut, die Sehkraft, wiedergab. Er hatte vor zwei Jahren die Augenklinik des in den Ruhestand getretenen Professors Hemmerling übernommen und war früher Assistent des Herzogs Karl Theodor gewesen, des edlen Mannes, der einen hohen Titel führte und gleichwohl den Mitmenschen die hilfreiche, geschickte Hand lieh.

Der Sanitätsrat war mit der Familie Werner bekannt. Er hatte die Frau des Chefs während einer bösen Augenkrankheit behandelt. Heute führten Geschäfte ihn her; sie betrafen die Anlage einer größeren Geldsumme, und er wollte den Rat des erfahrenen Kaufherrn einholen.

Nachdem die Sache durchgesprochen, bot Werner dem von ihm geschätzten Arzt eine Zigarre an, und sie plauderten, behaglich in den Klubesseln zurückgelehnt.

„Wie kommt's, daß Baronesse von Stetten in Ihrem Bureau arbeitet?“ fragte Ungarn, als eine Pause im Gespräch eintrat.

Werner berichtete, soviel er über Margarete wußte, und lobte deren Fleiß und Tüchtigkeit.

„So, so“, sagte Ungarn, den Vollbart streichend, „es ist anzuerkennen bei einem Mädchen ihres Standes.“

Er erhob und verabschiedete sich.

Als er durch das Bureau ging, wo Margarete an ihrem Pult saß, hob sie den Kopf nicht. Sie war zu vertieft in den englischen Brief, den sie im Auftrage ihres Chefs schrieb.

Erst auf dem Heimweg dachte sie wieder an die neue Bekanntschaft. Die kraftvolle, männliche Erscheinung des Arztes hatte ihr gefallen und sie sagte sich: „Das ist ein ganzer Mann und kein Schwächling.“

Daheim angekommen, fand sie einen Brief der Mutter vor. Diese schrieb:

„Meine lieben Töchter und mein gutes Dörtchen!“

Nun bin ich schon eingerichtet in meinem neuen Hause und habe endlich Zeit gefunden, Euch zu berichten, wie es bei uns aussieht. Bernd holte mich von Remel ab. Ich hatte meine stille Freude an ihm, als er in seinen hohen Stiefeln und der kurzen, grünlichen Zoppe vor mir stand. Sein Gesicht strahlte,

als er mich wieder sah und wir zusammen in dem offenen Wagen durch den Wald nach Mienruh fuhren. Immer wieder dankte er mir dafür, daß ich bei ihm hausen wollte. Der Weg führte über die Landstraße durch einige Dörfer. Noch lagen die Felder teilweise ungebaut, aber die frische Roggenfaat prangte grün, die Lerchen jubelten, und mein Junge saß neben mir. Er sieht schon frischer aus, die würzige Landluft bekommt ihm. Mit einer weit weniger müden, traurigen Stimme als früher erklärte er mir alles. Sollte ich da nicht Gott dankbar sein? Wir fuhren etwa eine Stunde, dann waren wir am Ziel. Vor uns lag Mienruh. Es ist ein nettes, weißgetünchtes Häuschen mit hohem Giebeldach und grünen Fensterläden. Der Wald schließt sich an den Garten. Er besteht aus schönem Nadelholz und einzelnen Prachtbäumen.

Trina stand in einer weißen Schürze vor der Tür und sagte, mir die Hand reichend: „Na, gnädiges Frauchen, da sind Sie ja; Sie sollen sehen, wie hübsch wir alles eingerichtet haben.“

Ich trat durch einen hellen Vorplatz ein. Wirklich, es sah gemütlich und heimlich aus. Bernd hatte in der kurzen Zeit viel geleistet. Die alten lieben Möbel standen an der richtigen Stelle, die Vorhänge waren an den Fenstern, die Bilder hingen an den Wänden. Ich äußerte meine Freude. Da umfaßte mich mein Junge und küßte mich tüchtig ab.

„Mutting, du Liebe, du Einzige!“

Wehr brachte er nicht hervor.

„Nun komm, zeige mir das ganze Haus“, bat ich.

Mienruh besteht aus hellen, freundlichen Stuben, einer Küche und Speisekammer. Dann gibt es oben zwei nette Giebelzimmerchen mit der Aussicht auf das Gäß, das ein Kilometer weit vom Hause liegt.

„Da sollen die Schwestern und Tante Dörtchen wohnen, wenn sie uns besuchen“, sagte Bernd. „Aber komm, Mutting, Trina hat den Kaffee ins Speisezimmer gebracht und dir zu Ehren frische Waffeln gebaden.“

Wir saßen uns gegenüber bei der ersten Mahlzeit in Mienruh. Sie mundete vortrefflich nach der langen Eisenbahnfahrt.

„Trina ist unerfesslich“, sagte Bernd, „sie hat alle meine Leibergerichte gekocht und war betrübt, wenn ich ihrer Meinung nach nicht genug aß. Jetzt steht es damit besser: die Landluft, die viele Arbeit im Freien, die machen hungrig.“

Vor dem Speisezimmer liegt eine große gedeckte Veranda, die im Sommer von wildem Wein beschattet ist.

Ich habe mein Zimmer unten, Bernd schläft daneben und hat sein Schreibzimmer links vom Flur. Da steht Vaters großer Schreibtisch, sein Altenschrant, sein Sessel und sein Bild, das meine und Eures Bilder, meine lieben Mädels, hat Bernd auf das grüne Tuch des Sekretärs gestellt.

Es fing an zu dunkeln. Trina brachte eine Lampe herein, denn hier gibt es kein elektrisches Licht, keine Gasbeleuchtung wie in Berlin, aber es sitzt sich traulich bei der umschatteten Lampe. Bernd und ich saßen nebeneinander auf dem Sofa. Er hielt meine Hand, und ich fragte ihn nach seinem neuen Arbeitsfelde aus. Es ist keine leichte Aufgabe, die hier seiner wartet. Willkür haben ein Faulenzersleben geführt. Bernd hat einige entlassen und neue Kräfte einstellen müssen.

In Mienruh sieht es etwas besser aus. Da hat ein ostpreussischer Pächter gewohnt, der das Vorwerk eben erst verlassen hat. Der Garten scheint aber arg verwahrlost zu sein. Nun, mit der Zeit wird es schon besser werden.

Doch nun gute Nacht, meine Lieben, die Augen fallen mir zu. Bernd's tiefe Atemzüge sagen mir, daß er fest schläft.

Gottlob — mein lieber Junge! Ich danke Gott dafür.

Morgen mehr von Eurer treuen Mutter und Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen kommen!

Skizze aus dem gegenwärtigen Kriege von H. Dressler.

(Nachdruck verboten.)

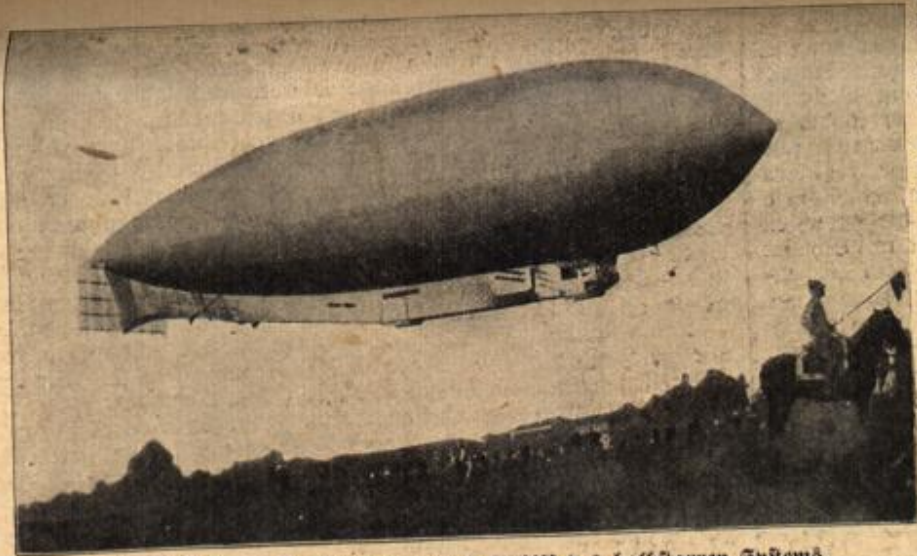
Auf dem Turme mußte der Türmer mehrmals mit einem Hammer wie verrückt auf die große Glocke geschlagen haben. Das gab einen aufreizenden, schrillen Schrei, nicht das volltönende tiefe Brausen, das der bronzene Koloss sonst in die Stadt hinunterlang.

Da schob der Bürger Irlandier seine Frau, die schon den Kopf aus dem Fenster redete, zur Seite und sagte rauh:

„Das ist nichts für euch Weiber! Geh' du zur Küche und besorge mir einen Trunk Wein!“

Das Weib schüttelte den Kopf und fragte erschrocken: „Kommen sie schon, die Deutschen?“

„Geh' jetzt!“ herrschte er sie an, „und schaffe, was ich dir geheissen!“



Zeta di Milano, ein italienisches Luftschiff des halbstarren Systems.

Sie drückte sich eingeschüchtert zur Türe hinaus. Irlandier riß das Fenster auf und schaute hinaus. Das Gejammer der Glocke war verstummt. Aber auf den Straßen hatte fast gleichzeitig ein Rennen und Hasten begonnen. Gruppen von Männern standen beisammen. Sie ballten die Fäuste und drohten nach der Rue de Lanterre. Weiber standen heulend beieinander, hielten die Kinder auf den Armen und ließen die Köpfe verzagt zur Erde hängen.

„Was gibt's?“ fragte Irlandier den Nachbar. „Die Deutschen kommen!“ schrien ihm zu gleicher Zeit ein paar von unten herauf.

„Ist recht, laßt sie kommen! Haha!“ Sein Gesicht verzog sich zu einer häßlichen Frage. Es pochte.

Auf sein Herein! trat ein junger Burische ein und legte schweigend ein Paketchen auf den Tisch.



Henry D. Jackson, der neue Chef der britischen Admiralität.

teren Regung. Der Gottesdienst wird es ist höchste Zeit!“

„Du hast etwas vor, das mir bange macht!“ sagte das Weib.

Er zuckte die Achseln. „Es ist Krieg“, sagte er.

Dann stieg er hinauf zur Bodentammer, schloß sie von innen ab und zog aus einer Lade unter alten Kleibern und Dedern sein Gewehr hervor. Prüfend spannte er den Hahn und probierte, ob er spielend in den Kapselfeln laufe. Nun legte er eine Leiter an das Dachfenster und hatte bald darauf das Dach erlettert. Von hier oben hatte man einen weiten Rundblick über die Felder, die die Stadt umgaben, bis hinaus an die bewaldeten Höhen. Dort schien etwas im Sonnenschein zu spiegeln und zu

blinken. — Er setzte das Fernglas an und spähte hindurch. Geschäbe! Deutsche Geschäbe!

Er konnte sie ganz deutlich erkennen. Und sie reckten die Hälse mit den geöffneten Feuermäulern sämtlich nach der Stadt.

Irlandier stieß ein wildes Grunzen aus, wie ein wütender, stöhniger Stier. „Wo stecken denn die Hunde?“ knirschte er zwischen den Zähnen hindurch und suchte das Gelände ab.

Plötzlich verharrte er in seiner Stellung. Ganz weit da draußen kroch etwas wie ein mächtiger, graugrüner Wurm über die Ebene.

Ja ja, das waren sie, die Allemagnes, die verfluchten Barbaren! Er hatte ja schon seit den ersten Kriegstagen genug von diesen Feldgrauen im Stadtanzeiger gelesen.

Er setzte das Glas wieder an. Mit scheinbarer langsamer Vorwärtsbewegung, aber unaufhaltsam und ohne

Ende quoll der Schuppenge-

panzerte Leib dieses Ries-

wurmes aus

den Wäldern hervor. Selten blühte einmal

etwas Glänzendes in der Heersäule auf, höch-

stens der Degen eines Offiziers oder die In-

strumente der Regimentskapellen. Wie Fieber

slog es dem Franktireur durch die Glieder.

Er konnte den Blick nicht abwenden von die-

sem Bilde unerhörter Kraft und Schönheit.

Er glaubte fast, den festen und gleichmäßigen

Marchtritt der Kolonnen zu hören.

Und sie kamen näher. Voran eine starke

Ulanenpatrouille. Wie die Kerle oben saßen

auf ihren Säulen! Mann und Pferd aus

einem Guß! Und wie die klugen Tiere scheu

und prüfend den Kopf hoben und die Ohren

spitzten! — Aber dann griffen sie weit aus.

Die schweren Reiterfäbel in der Faust, spreng-

ten die Deutschen bis auf den Markt.

Es war nur eine Sicherheitspatrouille. — Nun aber bran-

dete der Strom der Infanterie heran und verteilte sich in die



Prinz Luigi, Herzog der Abruzzen, Bruder des Herzogs von Aosta, erhielt eine hohe Kommando stelle in der italienischen Marine.



Prinz Emanuele Filiberto, Herzog von Aosta,

ein Vetter des Königs Viktor Emanuel, übernahm das Kommando einer italienischen Armee.

Es war nur eine Sicherheitspatrouille. — Nun aber brandete der Strom der Infanterie heran und verteilte sich in die



Schweizer Verteidigungswerte.

Rechtiger Kesselfort mit einmündendem Verbindungsgang in einen Stützpunkt.



Eroberter französischer Schützengraben.

Das Bild zeigt, wie oberflächlich die Franzosen ihre Gräben ausführen. 40 Meter gegenüber ist die ehemals ihr deutsche Stellung zu sehen, von deren gründlichem Ausbau die untenstehende Aufnahme ein Bild gibt.

Straßen und Plätze. — Selbst die Städtelarten der Deutschen mußten von wunderbarer Genauigkeit sein! Als ob sie längst in diesen Mauern Bescheid wüßten, führten die Offiziere ihre Trupps nach den öffentlichen Gebäuden, wo sie Quartiere bezogen. Wenige Stunden später schon sah man die bärtigen Landwehrlente mit rauchenden Tabakspfeifen straßauf, sträßab bummeln, das Gewehr lose am Rücken über die Achsel gehängt — ein Bild des Friedens.



Erzherzog Eugen,

der erste Generaloberst der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee. (Mit Text.)
Phot. Walla

Schuß, der langhallend über die Dächer dahinrollte. Das verabredete Zeichen!

Die deutschen Landwehrmänner horchten mit ernstern Gesichtern auf und griffen zum Gewehr. Aber da prasselte und krachte es auch schon von allen Seiten auf sie herunter. Kellertüren und Fenster spien einen tödlichen Hagel auf sie, und im nächsten Augenblicke wälzten sich schon emige in ihrem Blute auf der Straße.

Die Überfallenen wollten in den Türen der Häuser Schutz suchen, die waren aber alle abgeschlossen.

Irlandier lachte und lud bereits zum dritten Male. Da unten stand ein breitschultriger Riese im Handgemenge mit drei, vier Bürgern. Irlandier zielte und zog ab. Da lag der

Irlandier hatte bis jetzt noch keinen Schuß getan. Er war sich wohl bewußt, daß gegen diese bewaffnete Macht nichts auszurichten war. Aber eben das steigerte seine Wut.

Er verharrte auf seinem Posten, bis die Dämmerung kam.

Da fiel plötzlich

Bodenkammern fort. Weiber und Kinder wurden auf die Straßen getrieben und suchten schreiend das Weite. In den Wohnungen, die noch vor kurzem ein Bild des Friedens geboten hatten, lag zwischen zerstückten Polstern, Spiegelscherben und Möbeltrümmern der Vater mit durchschossenem Kopf oder von einem deutschen Bajonett zerfetzt. Das pulvergeschwärzte Gewehr lag noch an seiner Seite und bewies, daß dem meuchelmörderischen Vaterlandsverteidiger bloß sein Recht geschehen war.

Irlandier hatte man nicht überwältigen können. Er bedrohte jeden, der sich an der Dachlücke zeigte, mit der Kugel. Zwei der braven Soldaten lagen schon tot in der Bodenkammer.

Er triumphierte bereits, als er hörte, wie die Deutschen abzogen. Er schob sich, auf dem Leibe kriechend, bis an den Ran-

Teutsche auf dem Waller, aber sein brechenbes Auge nahm den Frankfurter auf dem Dache noch wahr und er lachte, zur Höhe emporspringend, einem Kameraden zu: „Da... da...“

Die Sturmtrümmeln rasselten ihr schreckliches Burrrrr — Burrrrr durch die Straßen.

Die Deutschen schlossen sich in Gruppen zusammen und ein furchtbares Schlachten begann. Mit Weispiden wurden die Türen aufgebrochen. Die nicht nachgaben, bekamen eine Handgranate. Dann ging es die Treppen hinauf. Der Kampf setzte sich in Kellern, Zimmern und



Oberst v. Seede,

Chef des Generalstabs der Armee Radens, erhielt den Orden Pour le Mérite. Hofphot. Ernst Sandau. (Mit Text.)

noch vor kurzem ein Bild des Friedens geboten hatten, lag zwischen zerstückten Polstern, Spiegelscherben und Möbeltrümmern der Vater mit durchschossenem Kopf oder von einem deutschen Bajonett zerfetzt. Das pulvergeschwärzte Gewehr lag noch an seiner Seite und bewies, daß dem meuchelmörderischen Vaterlandsverteidiger bloß sein Recht geschehen war.

Irlandier hatte man nicht überwältigen können. Er bedrohte jeden, der sich an der Dachlücke zeigte, mit der Kugel. Zwei der braven Soldaten lagen schon tot in der Bodenkammer.

Er triumphierte bereits, als er hörte, wie die Deutschen abzogen. Er schob sich, auf dem Leibe kriechend, bis an den Ran-



Deutsche Schützengrabenslinie, rechts Annäherungsgraben.

Auch im Schützengrabenausbau feiert die deutsche Gründlichkeit Triumphe, wie ein Vergleich dieses Bildes mit dem obenstehenden zeigt.

... des Tages war und wachte hinunter. — Es lichen noch immer vereinzelte Schüsse. Und Tirolandier zielte noch nach den Feldgrauen, die in sein Gesichtsfeld traten.

Da sah er, daß zwei Soldaten aus der Drogerie von Barrer an der Ecke ein Faß herbeigerollt brachten. Es enthielt Benzin. Sie hatten den Spund aufgekeilt und ließen die Flüssigkeit an den Häusern entlang auf die Straße fließen. Was hatten die fremden Teufel vor? Wollten sie ihn und seine Mitbürger ausräuchern, wie man einen Fuchs ausbrennt?! Die Angst begann ihm plötzlich an die Kehle zu greifen. Seine Augen traten vor Grausen groß und starr aus dem Kopfe heraus.

Die Deutschen hatten sich jetzt zurückgezogen. Da blühte es drüben an den Höhen auf. In hohem Bogen — einen langen, glühenden Kometenschweif hinter sich lassend — fuhr eine feuerprühende Eisenwalze über den Himmel hinweg, stürzte sich brüllend in die Stadt nieder und zerbarst unter markerschütterndem Knall.

Eine Granate nach der andern sauste heran, und nun schlugen aus den Trümmern die Flammen hoch auf zum Himmel empor.

Tirolandier hörte das Splittern der Balken unter sich. Schwarzer Rauch quoll aus den Rissen der Mauer um ihn her auf. Da warf er seine Flinte weg und kletterte an den Zieraten der Vorderfront hinab auf die Straße. — Er floh durch den Höllenspektakel, ließ aber einer deutschen Patrouille in die Hände.

Ein Korporal erkannte in ihm den Franktireur, der ihm zwei seiner Leute erschossen hatte, und nach kurzem Verhör empfing er die Angel, die ihm den Rachedurst stillte und das Raubtierblut kühlte.

Wenige Stunden später war die Stadt ein wüster Trümmerhaufen und schickte ihre Rauchsäulen zum nächtlichen Himmel auf, als ein Denkzeichen bekräftigten Meuchelmordes.

Wiedergefunden!

Kriegsschicksal zweier Brüder. Dargestellt von Kurt Schwarzburger. (Nachdruck verboten.)

Sie hatten beide die Schule besucht, Egon und Hans, und beide waren sie ihrer Eltern und Geschwister Stolz und Freude. — Egon war nach dem Abiturium ins Ausland gegangen und wollte ab Oktober 1914 als Einjährig-Freiwilliger dienen. Er kam jedoch in den ersten Augusttagen glücklich nach Hause und meldete sich sofort bei seinem Wahlregiment 106-Leipzig kriegsfreiwillig.

Hans trat ein Jahr früher bei einem Feldartillerieregiment ein, um Karriere zu machen. Er kam insolge dessen sofort ins Feld und wurde während des kühnen Vorstoßes des weitsehenden Heerführers von Hausen bei Lamey verwundet. Seinen Eltern schrieb er davon nichts als die Freudenboischhaft: „Bin auf dem Weg ins liebe Heimatland.“

Dann schrieb er aus Holzminde: „Obgleich ich aus vier Wunden blute, befinde ich mich wohl im Hause des Herrn Dr. med. B. Angstigt euch nicht um mich! Ich hoffe, mich in vier Wochen bei den Franzosen mit einem Gruß aus meiner Kanone (er war Nichtkanonier) bedanken zu können.“

Das war Ende August. . . In einem längeren Schreiben teilte er dann den Lieben mit, wie er verwundet wurde: Während Kameraden Schrapnells zu seinem Geschütz trugen, wurden sie von einem französischen Geschos getroffen. Ein furchtbarer Knall! Hans wurde ausgehoben und in den Sand geschleudert. Er stand auf und merkte infolge einer seltsamen Wärme an seiner linken Körperseite, daß er verwundet war — vom eigenen Geschos. Denn die herbeizutragenden Schrapnells waren ebenfalls getroffen worden, explodiert und hatten großen Schaden angerichtet. Da sein Geschüs noch unverfehrt stand, ließ er sich von einem Unteroffizier rasch und oberflächlich verbinden und kämpfte wader weiter. Das war ebenst nötig, wie gefährlich. Denn sie standen auf einem französischen Artillerieschießplatz und einer bedeutenden Übermacht gegenüber, die gut schoß. Nach fünfeinhalb Stunden wurde er ohnmächtig und erwachte erst wieder, als er in einem belgischen Lazarett lag. Vier Schrapnellkugeln hatten ihn getroffen, eine am Oberarm, zwei in der Hüfte, eine im Oberschenkel. . . Gott sei Dank: nur Fleischwunden! Eine Kugel fand er in seinem Stiefel, sie war durch Schaft, Hose und Strumpf gegangen und hatte dann ihre Kraft verloren, eine hatte die rechte Wade gestreift und eine war durch den Helm gegangen, um ihm die Haare zu kämmen. — Fürwahr: reichlich genug!

Im September kam er nach Leipzig ins Lazarett, nißete sich jedoch bei Verwandten ein und genos ein freies Leben; da seine Wunden nach Entfernung der vier Kugeln rasch heilten, kam er nur täglich zum Verbinden. In Leipzig traf er mit dem älteren Bruder zusammen und sie ließen sich photographieren, beide seldgrau, Hand in Hand, Auge in Auge.

... der Vater das Bild sah, sagte er schweren Herzens und mit entfärbtem Gesicht: Das sieht aus wie Abschiednehmen. . . das bedeutet Abschied! Und eine drückende Sorge umklammerte sein Herz und nahm ihm den Frieden.

Mitte Oktober kam Egon ins Feld und Ende Oktober schrieb er aus den Schützengraben bei Ypern: Unser stolzes Regiment hat schon ungeheure Verluste gehabt und ist arg zusammengeschmolzen. . . Diese Meldung legte sich wie ein Alp auf die Herzen der Lieben in der Heimat, und eine eigenartige Unruhe störte den häuslichen Frieden.

Um so heißere Gebete für Egon drangen täglich gen Himmel; denn trotz seiner einundzwanzig Lebensjahre war er so unberührt vom Leben, daß man in ihm einen Menschen erblickte, der zu etwas ganz Besonderem berufen sei. Er hatte übrigens schon als Kind und als Schüler glänzende Charaktereigenschaften offenbart.

Wie versprochen, schrieb er den Eltern, so oft sich ihm Gelegenheit bot. Das geschah jedoch unregelmäßig. Mitte November schrieb er einen sehr schönen, umfanglichen Brief und legte ihm außerdem einige an Freunde und Bekannte im Auslande bei.

Dann kam den ganzen November keine Nachricht von ihm, in den Zeitungen stand jedoch, daß sich die neuen Regimenter in den Schützengraben an Ausdauer und Mut besonders auszeichneten.

Nun, sagte der Vater, da hat Egon keine Zeit, an uns zu schreiben. . . Die Mutter aber wischte während ihrer stillen Abendgebete manche heiße Träne von den Wangen: Wenn sie von der Not und den Entbehrungen im Schützengraben gelesen hatte, da zerrwählte der Gedanke ihr Herz: Dein Egon, dein Ältester und Bester leidet alles das mit!

Ende November schrieb Hans: „Hurra! in einigen Tagen geht's wieder ran an den Feind. Gnade Gott den Franzosen und dem englischen Söldnerheer!“

Das Interesse für Hans hatte erklärlicherweise nachgelassen. Jetzt erwachte es von neuem, gesteigert durch eine unsagbare Angst um Egon, der nun allzu lange auf eine Mitteilung warten ließ.

Es vergingen drei lange Tage vom Dezember und endlich, endlich am vierten kam eine Feldpostkarte!

Was? . . . nicht Egons Handschrift? . . . unterzeichnet: Feldwebel der 2. Komp. . . . Zu meinem tiefsten Bedauern muß ich Ihnen die schmerzliche Nachricht übermitteln, daß Ihr Heldensohn Egon am 19. 11. 1914 . . . weiter konnte die Mutter nicht lesen, sie ahnte alles und brach, von dem ungeheuren Schmerz um ihren Besten überwältigt, zusammen. Sie war vollkommen außer Fassung.

Der Vater wurde telephonisch nach Hause gebeten. Er verstand den grenzenlosen Schmerz, aber ihm war er nicht neu.

„Mutter,“ sagte er, „als zur Mobilmachung die Glocken klangen, da trat der feste Gedanke in mein Herz: hier mußst du Opfer bringen. Betet für Egon! Er starb als Held fürs Vaterland, und für mich ist er nicht gestorben, nie und nimmer.“

Dann nahm er die Karte zur Hand und las: . . . und ist im Lazarett am 21. gestorben. . . Was? das ist doch sein zweiundzwanzigster Geburtstag?! . . . und hat unsere Karte nicht bekommen!

Am 5. Dezember kam ein Brief von Hans: „Auf der Fahrt ins Feindesland, bin einer Munitionskolonnie zugeteilt, komme nach Ypern und hoffe in wenigen Tagen meinen Helden-Egon in brüderlicher Liebe umarmen zu können. . .“

Mutters Herz zerriß weiter und konnte keinen Trost finden und keine Ruhe.

Erst zwei Tage vor Weihnachten kam wieder Post von Hans, jetzt erst teilte er seine Adresse mit und ein Erlebnis, das in seiner tragischen Wucht wohl kaum ein Dichter hätte erinnern können:

Er war bei einer Infanterie-Munitionskolonnie und hatte den Verkehr nach den Schützengraben zu versorgen, rückwärts verwundete ins Lazarett zu tragen. Da hatte er eines Sonntags morgens vier Stunden frei, und weil schönes Wetter war, entschloß er sich, auf den Friedhof zu gehen, wo die im Lazarett Verschiedenen begraben liegen. Da fällt ihm eine Reihe von fünf Heldengräbern besonders auf, immergrünbepflanzt, mit weißen Holzkreuzen geschmückt. Er liest:

- 1. Kreuz . . . Gefreiter P . . .
 - 2. Kreuz . . . Soldat S . . .
 - 3. Kreuz . . . Einjährig-Kriegsfreiw. Egon . . .
- † 21. 11. 1914.

Hans las zunächst nur den Namen und lachte: so ein pudiger Zufall, der Kamerad heißt ja gerade wie mein Bruder. Dann sah er genau hin: Einjähriger Kriegsfreiwilliger? Sollte es wirklich zwei so vollkommen gleiche Menschen geben?

Im Lauffschritt eilte er ins Bureau des Lazaretts, um sich zu erkundigen. Hastig klopfte sein Herz, die Gedanken enteiltten ihm; denn das Schreckliche mochte er nicht glauben und an den Zufall eines Doppelgängers auch nicht.

Da brachte ihm der Kamerad Uhr und Notizbuch — seines Bruders ... Egons, den er in brüderlicher Liebe zu umarmen gedachte ... Er schlich hinaus, kampfhaft des Heldenbruders heilige Andenken, die letzten, umfassend.

Am Grab draußen sank er in die Knie und betete ein Vater-unser so innig und heiß wie noch nie ... Und als er gerade an die Eltern denken mußte, die unendlich schwer heimgesuchten, da kam er an die Bitte: Dein Wille geschehe! und jetzt erst verstand er unter der erdrückenden Wucht dieses Schicksals, welche Gedanken, die jenen zur Anerkennung Gottes zwingen, der sie betet und der weiß, was er damit ausspricht, welche Gedanken in dieser Bitte verborgen liegen ...

Dann schrieb er an die Eltern, daß er Egons Grab gefunden, daß er an ihm gebetet habe und es in guter Pflege wisse.

Den Lieben daheim war die Mitteilung ihres lebenden Helden äußerst erfreulich: Sie wissen, wo Egons Sterbliches ruht, und nach dem Weltkrieg können sie an seine Ruheshätte pilgern ...

Und am letzten Tage 1914 empfingen sie noch einen Brief von Hans — mit einem Bilde von Egons Heldengrab. Ein Oberstabsarzt hatte es aufgenommen und Hans als Trost für die Eltern geschenkt.

Gott schlägt Wunden ... aber er tröstet auch ...

Verirrte Katzen.

Bekanntlich ist es keine Seltenheit, daß Katzen „sich verlaufen“. Da ist dann so ein armes Tier umher, vom Hunger gepeinigt, ausgezehrt der Verfolgung durch Hunde und hier und dort leider auch durch gedankenlose rohe Menschen. Wie es dem heimatlosen Tier aber erst innerlich zumute ist, davon geben uns die klagende Kunde, die ihm sein Heimweh und seine Verlassenheit ausdrücken. Die in diesem Zustand begriffliche Angstlichkeit und Scheu des Tiers gegenüber fremden Menschen verschlimmert seine Lage. Wohl ihm, wenn es Hunger oder Zufall endlich doch noch in ein Haus führen, wo es für die Dauer aufgenommen wird. Es wird auch immer mehr einsichtige und wahrherzige Menschen geben, die einem solchen Tier, wenn sie es nicht aufnehmen können, wenigstens einen Teller Milch oder sonstiges Futter bereitstellen, sei es innerhalb ihrer Wohnung oder im Freien, damit das Tier sich wieder etwas erholen und stärken kann für seine weitere Wandererschaft und Suche nach einer dauernden Unterkunft. Nicht selten aber nehmen solche verirrte Katzen ein klägliches Ende in irgendeinem Winkel oder fallen in ihrer Entkräftung verfolgenden Hunden zur Beute.

Ließe sich nicht all dem besser vorbeugen, als es bis jetzt noch geschieht, gibt es nicht Mittel und Wege, eine Katze derart an Haus und Familie zu gewöhnen, daß ein Sichverlaufen derselben so gut wie ausgeschlossen ist? Gewiß gibt es solche Mittel; und es liegt meistens die Schuld an den Katzenbesitzern, wenn sich ihre Tiere verlaufen. — Zwei Gründe sind es vor allem, aus denen Katzen sich verirren. Entweder treibt sie das Heimweh fort auf die Suche nach ihrem früheren Herrn oder Haus, was namentlich bei älteren Tieren vorkommt; oder es vermögen die Tiere, wenn sie aus irgendeinem Grunde ins Freie geraten, ihr Haus nicht wiederzufinden, was leicht jungen Katzen begegnet.

Es darf deshalb älteren Tieren so lange nicht freier Lauf gelassen werden, bis man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie sich an ihren neuen Herrn und an die neue Wohnung so hinreichend gewöhnt haben, daß sie das Heimweh nicht mehr fortreibt. Dies kann mehrere Wochen dauern. Noch junge Katzen aber, die sich schon angewöhnt haben, muß man noch länger eingeschlossen halten. Je länger dies ausführbar ist, um so besser. Gut ist es im übrigen, wenn man diese jungen Katzen bei ihren ersten Erkundungsgängen in der nächsten Umgebung im Auge behält. Damit aber die Tiere nicht unversehens ihrem Verschluß entkommen, halte man sie womöglich in einem solchen Räume, der seltener begangen wird. Auch wird das Angewöhnen häufig erleichtert, wenn man das Tier in den ersten Tagen möglichst sich selbst überläßt. Namentlich müssen auch kleinere Kinder in der ersten Zeit des Angewöhnens dem Tier möglichst fern gehalten werden.

Diese Absperrung von der Außenwelt ist besonders sorgfältig durchzuführen solchen Katzen gegenüber, die wahrscheinlich längere Zeit herrenlos umhergezogen und sich ans Umherschweifen gewöhnt haben, ferner solchen Katzen gegenüber, die vom Land in die Stadt veretzt werden. Solche Landkatzen, denen die neue Umgebung begreiflich besonders unbehaglich ist, suchen deshalb mit verstärktem Drange in ihre frühere Lage zurückzukehren, weshalb es immer eine gewagte Sache ist, ein älteres Tier in die Stadt zu verpflanzen.

Auch der Wohnungswechsel ist häufig ein Anlaß, daß Katzen sich verlaufen. Die Tiere werden durch einen Umzug, namentlich wenn sie dabei mit der Bahn befördert werden, meist dermaßen verschreckt, daß sie völlig den Kopf verlieren. So sehr wir also

bei einem Umzug anberaumt zu werden und zu tun haben unserem lebenden Inventar, unserer Haustage, sollten wir dabei ebenfalls die genügende Sorgfalt und Aufmerksamkeit zukommen lassen. Man halte also namentlich das Tier in einem vom Umzug möglichst wenig berührten Raum der neuen Wohnung mehrere Tage lang — lieber zu lang als zu kurz — sorgfältig eingesperrt.

Leider kommt es auch vor, daß Katzen von ihren Besitzern kurzerhand auf die Straße gesetzt werden, wenn sie ihnen unbequem werden. Dazu gehört freilich ein besonderer Grad von Gefühllosigkeit. Denn es finden sich in der Regel bei einigem Nachfragen Leute, die ein gesundes Tier aufzunehmen bereit sind. — Besonders traurig ist die Lage solcher heimatlosen Katzen, die mit einer Krankheit behaftet, zum Beispiel von der Räude angesteckt sind. Solche räudekranken Tiere sind nicht unheilbar, wie man vielfach glaubt; vielmehr hilft häufig schon ein bloßes Bestreichen der erkrankten Stellen der Haut mit Speiseöl, mehrere Wochen lang und an jedem dritten Tag; in schwierigen Fällen helfen oft Apotheker oder Tierarzt. — Alle Achtung vor jenem Offizier, der eine solch kranke Katze, die sich vor verfolgenden Hunden ängstlich in einen Hauswinkel drückte, durch seinen Burschen aufnehmen ließ und weiter für dieselbe sorgte!

Das Einsperren der Katzen zum Zweck des Angewöhnens bereitet freilich Unannehmlichkeiten, wenn dieselben nicht stubenrein sind. Doch muß man mit dem Tier in dieser Übergangszeit eben Geduld haben. — Von Wichtigkeit ist es auch, daß den Maßregeln, die ein gutes Angewöhnen einer Katze bezwecken, nicht durch ungeeignetes Verhalten von Diensthöfen entgegen gewirkt werde. Ein gutes Wort und unter Umständen eine kleine Extravergrütung werden in dieser Richtung nicht ohne Wirkung bleiben.

Wer bedenkt, wie nachlässig die Leute oft sind, bei der Angewöhnung von Katzen und welchen Leiden und Gefahren diese dann ausgesetzt sind, wenn sie ihren früheren Herrn suchen und sich dabei verlaufen, wird als Tierfreund auch sich zu fragen haben, ob er recht daran tue, leichtthin ein solches Tier fremden Händen zu überantworten, namentlich wenn es sich um einen unerheblichen oder zu beseitigenden Mangel handelt.

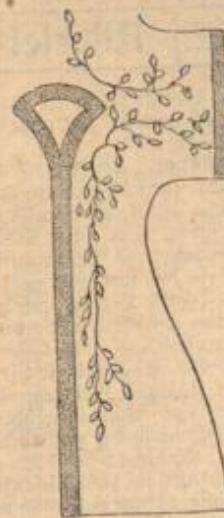
Wir haben es also als Katzenbesitzer in der Hand, durch Sorgfalt und Geduld dem Sichverlaufen des Tieres mit größter Aussicht auf Erfolg vorzubeugen; der Tierfreund aber, der sich eines tatsächlich verlaufenen Tiers nach Möglichkeit annimmt, wird seines innern Lohnes nicht verlustig gehen, vollends wenn es sich um ein unansehnliches oder krankes Tier handelt und das Mitleid widerstrebende Gefühle siegreich überwindet.

Gustav Simon.

Fürs Haus

Morgenkleid.

Eigentlich bin ich ein Feind jedes „Morgenrodes“! Es gibt aber Zeiten, wo ein solches warmes Hauskleid einem doch gute Dienste leistet. Ich z. B. trage es in der ersten Morgenstunde, um mit meinen Kindern, die sehr früh zur Schule müssen, „angezogen“ das erste Frühstück einzunehmen. Muster, Schnitt und Beschreibung eines solchen Gewandes möchte ich meinen Mitleserinnen heute bringen; das Kimonoskleid ist sehr einfach und mit ganz geringen Kosten herzustellen. Für eine brünette Dame ist orangefarbener Plauschstoff mit schwarzem



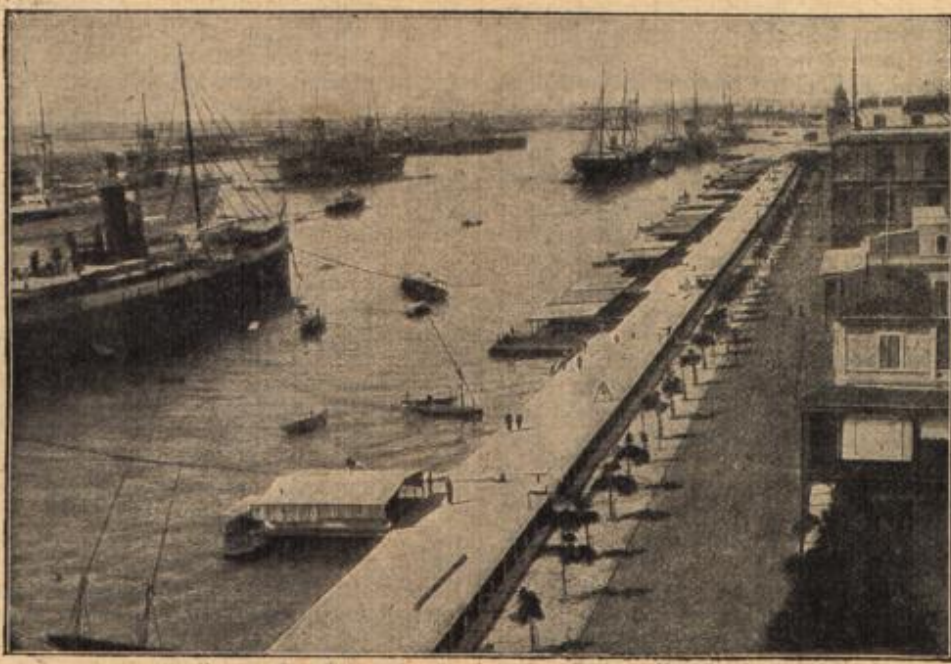
Seidengürtel und Besatzstreifen und schwarzer Wollstiderei sehr fleidsam. Blondinen tragen lila mit grün oder Grün mit lila Stiderei. Man schneidet zuerst die Kimonosform zu, zeichnet das Muster auf und sticht es in grober Berliner Wolle, eine hübsche, schnellfördernde Arbeit, die auch alte Damen oder solche mit schwachen Augen ausführen können. Nun

...man die Befehlsbefehle und ... die ...
...macht den unteren Saum ...
...ein ... mit großer ...
...elegant, sonst genügt eine passende ...

Prinzess, wenn sie ... über ...
...unglücklichen ...
...nicht gutzumachen ...
...Prinzess „Kacia Stuart“ ...
...übertrumpft, als: Für heute Elisabeth, Königin von England, D.

Unsere Bilder

Erzherzog Eugen von Oesterreich, wurde zum Oberkommandanten der österreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen Italien ernannt. Er ist ein Enkel des Siegers von Aspern und ein Neffe des Siegers von Custoza und genießt in der Armee höchstes Vertrauen und begeisterte Verehrung. Bis 1912 bekleidete er das verantwortungsvolle Amt des Generaltruppeninspektors und Landesverteidigungs-Oberkommandanten für Tirol und Vorarlberg, ist also mit den Grenzgebieten besonders vertraut. Im Feldzuge gegen Serbien wurde er seinerzeit an Stelle des zurückgetretenen Generals Potiorek mit dem Oberkommando betraut.



Im Hafen von Port Said. (Mit Text.)

Oberst v. Seest. In knapp vierzehn Tagen hatte die Armee Madensen ihre Offensive von Gorlice bis Jaroslau vorgetragen, und unter den Augen des Kaisers, der im Kraftwagen zu seinen Truppen vorgeeilt war, wurde in heldenmütigem Ansturm der Übergang über den San erzwungen. Aus diesem Anlaß erhielt der Generalstabschef der ruhmreichen 11. Armee, Oberst v. Seest, vom Kaiser den Orden Pour le Mérite, während der Armeeführer Generaloberst v. Madensen schon kurz zuvor mit dem Stern der Großkomture und dem Großkomturkreuz des königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern ausgezeichnet worden war.

Der Suezkanal. Man darf sagen, daß der Suezkanal das ganze südliche und östliche Asien wirtschaftlich neu belebt und dem westeuropäischen Wirtschaftsleben angefügt hat, wie es die Hoffnung seines Erbauers, des Franzosen de Lesseps, gewesen ist. Im Anschluß daran hat er die Rationen des Ostens aber auch politisch angerückt. Was nun die Kanalanlage selbst betrifft, so ist dieselbe nach dem Plane einer im Jahre 1855 berufenen internationalen Kommission von dem bekannten französischen Ingenieur Lesseps ausgeführt. Als Ausgangspunkte auf der nördlichen und südlichen Seite wurden Port Said und Suez genommen und dabei die Bitterseen, der Timahsee und nach Durchschneidung des niedrigen Plateaus von El-Guisr auch der Bahahsee mit in den Bereich des künstlichen Wasserweges gezogen. Die Tiefe des Kanalbettes setzte man zu 8 Meter an und gab ihm eine Breite von 60 bis 100, im Durchschnitt aber von 80 Meter. Die Baukosten betragen nicht weniger als 341 600 000 Mark. Die feierliche Eröffnung des Kanals fand am 16. November 1869 statt.

Gemeinnütziges

Kartoffelsalat wird verfeinert, wenn man die gekochten Kartoffeln reibt, mit Öl, Essig, Salz, Pfeffer und etwas Schleimsuppe anmacht und hartgekochte, feingehackte Eier, sowie feingeschnittene Roterüben oder Sellerie darunter mischt.

Durch das Klären des Honigs an der Sonne oder im Wasserbade bildet sich an der Oberfläche weißlichgelber Schaum, der hauptsächlich aus kleinen Wollen und Wachsteilchen besteht. Mittels hölzernen Löffels nimmt man ihn ab und gibt ihn den Bienen als Futter, die sich sofort sehr eifrig darüber hermachen.

Eine Arbeit, die nicht verkümmert werden darf, ist das Anbinden der Beredsamkeitsstriche an den umgepfropften Obstbäumen. Sie brechen leicht vom Winde.

Am Schnittlauch auch im Winter vorrätig zu haben, schneidet man ihn fein, vermischt ihn mit etwas Salz, drückt ihn fest in einen verschließbaren Topf ein und bewahrt ihn im Keller auf.

Sollen von Tomaten Samen gezogen werden, so muß man zu diesem Zweck recht kräftige Pflanzen mit dickem Wurzelhals auswählen. **Erdbeerland** muß vor der im August vorzunehmenden Anpflanzung etwa 40 Zentimeter tief rigolt werden. — Gebügel wird mit Kuhmist.

Bienenzucht: Werden am Auffangbrette junge, krüppel-hafte Bienen beobachtet, so beherbergt der Stock Motten, die der jungen Brut die Flügel abgenagt haben. Da heißt es fleißig Ausschau nach den Schmarotzern halten. Entdecken wir Waben mit Wachsmaden, so müssen diese sofort ausgehängt werden. Es genügt nicht, die zu Gesicht bekommenen Made oder Puppe einfach zu töten. Die Wabe muß gut ausgeschwefelt werden, weil wir nicht wissen können, ob sich nicht eine Menge Eier in den Zellen befindet.

Aufzucht.	
Re	ma
gen	art

Visitenkartenrätsel.
FRED SCHIBOWAS

Homonym.
Mit dem Rande tut man's, mit den Händen, Eier Wiskant, und dort Lob zu spenden.
Fris Guggenberger.

Problem Nr. 134.
Von Adolf Steil.
Münchener Neueste Nachrichten, 1903.
Schwarz.

Suche durch Umstellen der Buchstaben den Bohnent des Mannes.
D. Römisch u. M. Toffel.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:
Nr. 132. 1) T b 3—b 5 etc.
Nr. 133. 1) D g 5—e 7 etc. Die schwarze Dame kann sechsmal Schach spielen.

Wichtige Lösungen:
Nr. 122. Von G. L. Rittmayer in Hordheim.
Nr. 123. Von B. Mann in Köthen.
Nr. 124. Von B. Mann in Konstanz.
Nr. 129. Von R. Haunold in Rittenberg a. M.
Nr. 130. Von R. Haunold in Rittenberg a. M.
Nr. 131. Von W. Schamberg in Bohned.



Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Rätsels: Mode, Lode. — Des Bilderrätsels: Große Menschen sind stolz, kleine eitel. — Des Logogriffs: Stimme, Stumme.

Allerlei

Der beste Beweis. Luise: „Sie hat gar keinen Appetit, nicht wahr?“
— Julia: „Ja, denke dir nur, sie hat nicht einmal Appetit auf das, was der Doktor ihr verboten hat!“
Zenter im Hirtenstande. Hirten, die beim Hüten ihrer Herde die Naturkunde durch Entdeckungen bereichern, mögen zwar ebenso selten sein, als die, welche Lieder wie Theokrits, Virgils und Gessners Schäfer singen. Und doch gibt es auch solche. Der Hirte Melampus bemerkte, daß seinen Ziegen die schwarze Wieswurz als Abführmittel diene, und so wurde ein neues Heilmittel gefunden, das noch jetzt gebraucht wird. — Ein arabischer Ziegenhirt bemerkte, daß seine Herden auf den Genuß der Kaffeebohnen munter wurden; und von da an lernten die Araber, wie erst seit 1644 die Europäer, Kaffee trinken.

Wie du mir, so ich dir. Charlotte Volter, die ausgezeichnete Schauspielerin, besaß einen vierfüßigen Liebling, eine Katze, auf die sie wegen ihrer Schönheit, Klugheit und Wohlerzogenheit sehr stolz war. Allerdings konnte doch die feinste Erziehung die natürlichen Instinkte des Tieres nicht ganz ausrotten, und so ereignete es sich denn eines Tages, daß der zahme Kanarienvogel einer Nachbarin ihr zum Opfer fiel. Die vornehme Besitzerin des verpissten kleinen Sängers war außer sich vor Wut und Enttäuschung, setzte sich unerbittlich und schrieb eine geharnischte Epistel an die Katzenmutter. Um ihre Strafpredigt desto eindringlicher zu machen, unterzeichnete sie mit ihrem vollen pompösen Titel: Marianne, Prinzess von K. Die lebenswürdige und geniale Schauspielerin, die durch Heirat selbst eine vornehme Dame war, eine Gräfin D'Sullivan, war nun so leicht nicht einzuschüchtern. Sie schrieb am nächsten Morgen eine Karte an die hochmütige

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.